

„Oskar Pastior definitiv entschuldigt“

Abschiede von Michelle Grangaud,
Jacques Roubaud, Harry Mathews, Jacques Jouet,
und Hervé Le Tellier



Michelle Grangaud **Moment oulipien**

Der 12. Oktober 2006 war ein Donnerstag und zählte damit zu jenen Tagen, die wir die OuLiPo-Donnerstage nennen: einmal im Monat, in der Zeit zwischen Oktober und Juni, nehmen die Mitglieder des OuLiPo, die sich gerade in Paris befinden, an einer öffentlichen Lesung teil, in der Texte vorgestellt werden, die eigens für diesen Anlaß zu einem vorab festgelegten Thema geschrieben werden; seit über einem Jahr finden diese Lesungen in der französischen Nationalbibliothek statt.

An diesem 12. Oktober war bereits die noch frische – und schlechte – Nachricht bei uns eingetroffen: Oskar Pastior hatte sich höchst bedauerlicherweise, aber eben auch ganz unstreitig, das definitive Recht erworben, bei sämtlichen Sitzungen des OuLiPo als entschuldigt zu gelten, selbst bei denen, die in Berlin stattfinden würden; wir waren uns sehr schnell einig, ihm diese Lesung zu widmen – das ursprünglich vorgesehene Thema, das schlicht „Infrarot“ gelautet hatte, eignete sich im übrigen sehr gut für eine solche Substitution. Und so fanden wir uns alle, wie gewohnt, zwei, drei Stunden vor Beginn in einer Art Loge ein, die die zuständigen Stellen uns jeweils zwecks Vorbereitung der Lesung zur Verfügung stellen – und in der der abwesende Oskar an jenem Tag den ganzen Raum einnahm. Und hier nun erzählte uns Jacques Roubaud, wie er eines Tages in Münster auf ihn aufmerksam geworden sei, auf einem poetischen Kolloquium, das ihm, Jacques Roubaud, wie er, Jacques Roubaud, sagte, eher wie eine Routineangelegenheit erschienen sei, ohne besondere Vorkommnisse, außer daß in einem Saal, in den er zufällig hineingeraten sei, jemand mit einer sanften, aber sehr deutlichen Stimme, der Name des Redners war ihm damals noch nicht bekannt, sagte: „Ich ist das Gegenteil von bin“. Ah, dachte Jacques Roubaud, ahhh!

Und so wurde Oskar Pastior Mitglied des OuLiPo.

Jacques Roubaud

Korrespondenz

1. BRIEF

Ich habe gerade Deinen letzten Brief erhalten und will ihn gleich beantworten. Du fragst mich, ob ich Deinen letzten Brief erhalten und die Absicht habe, ihn zu beantworten. Ich erlaube mir, Dich darauf hinzuweisen, daß aufgrund des letzten Briefes, den Du mir geschickt hast, der Brief, den Du mir davor geschickt hast, nun nicht mehr Dein letzter Brief ist und daß ich, wenn ich, wie ich es jetzt gerade tue, auf Deinen letzten Brief antworte, nicht auf den Brief antworte, der nunmehr Dein vorletzter Brief ist. Ich kann also der Bitte, die Du in Deinem letzten Brief an mich geäußert hast, nicht Genüge tun. Ich stelle außerdem fest, daß Dein letzter Brief an mich entgegen Deiner Behauptung (ich zitiere Dich: „Ich habe Deinen letzten Brief erhalten und will gleich darauf antworten“) nicht auf den Brief antwortet, in dem ich Dich, wenn ich mich nicht irre (aber ich irre mich nicht, ich habe die Durchschläge), gefragt habe, ob Du meinen letzten Brief erhalten und die Absicht hast, ihn zu beantworten. In Ermangelung einer Klarstellung und einer Antwort Deinerseits diese beiden Punkte betreffend, denen ich (mit einer gewissen Berechtigung, wie ich denke) einige Bedeutung beimesse, sehe ich mich bedauerlicherweise gezwungen, unseren Briefwechsel zu unterbrechen.

2. BRIEF

Ich habe Deinen nächsten Brief noch nicht erhalten, aber ich will ihn gleich beantworten. Du fragst mich, ob ich Deinen letzten Brief erhalten habe und ob ich die Absicht habe, ihn zu beantworten. Du wirst Dich vielleicht fragen, wie ich, der ich Deinen nächsten Brief ja noch nicht erhalten habe, wissen kann, daß Du mich darin fragst, ob ich Deinen letzten Brief erhalten habe und ob ich die Absicht habe, ihn zu beantworten. Die Antwort ist einfach: alle Deine Briefe, und dieser wäre der dreihundertsieb-zehnte (ich habe sie alle und auch die Durchschläge meiner Briefe), fangen an mit: „Hast Du meinen letzten Brief erhalten? Wenn ja (es würde mich schon sehr erstaunen, wenn Du ihn noch nicht erhalten hättest (sollte das der Fall sein, laß es mich wissen)), hast Du die Absicht, ihn zu beantworten?“ So fing der erste Brief an, den ich von Dir erhalten habe. So fing der zweite Brief an, der dritte und so weiter bis zu Deinem letzten Brief, dem dreihundertsechzehnten. Daraus schließe ich, daß Dein nächster Brief genauso beginnen wird wie alle vorherigen, und fühle mich mithin berechtigt, auf ihn so zu antworten, als hätte ich ihn bereits erhalten.

Und ich antworte Dir folgendes: Ich habe gerade Deinen letzten Brief erhalten und will ihn gleich beantworten. Du fragst mich, ob ich Deinen letzten Brief erhalten und die Absicht habe, ihn zu beantworten. Ich erlaube mir, Dich darauf hinzuweisen, daß aufgrund des letzten Briefes, den Du mir geschickt hast, der Brief, den Du mir davor geschickt hast, nun nicht mehr Dein letzter Brief ist und daß ich, wenn ich, wie ich es jetzt tue, auf Deinen letzten Brief antworte, nicht auf den Brief antworte, der nunmehr Dein vorletzter Brief ist. Ich kann also der Bitte, die Du in Deinem letzten Brief geäußert hast, nicht Genüge tun. Ich stelle außerdem fest, daß Dein letzter Brief an mich

entgegen Deiner Behauptung (ich zitiere Dich: „Ich habe Deinen letzten Brief erhalten und will gleich darauf antworten“) nicht auf den Brief antwortet, in dem ich Dich, wenn ich mich nicht irre (aber ich irre mich nicht, ich habe die Durchschläge) gefragt habe, ob Du meinen letzten Brief erhalten und die Absicht hast, ihn zu beantworten. In Ermangelung einer Klarstellung und einer Antwort Deinerseits diese beiden Punkte betreffend, denen ich (mit einer gewissen Berechtigung, wie ich denke) einige Bedeutung beimesse, sehe ich mich bedauerlicherweise gezwungen, unseren Briefwechsel zu unterbrechen.

3. BRIEF

Ich habe gerade Deinen ersten Brief gelesen (er stammt vom 23. November 1960*. Du hast mir also seit diesem Tag durchschnittlich alle sechszweidrittel Wochen einen Brief geschrieben (zwischen zwei Briefen von Dir lagen nie weniger als sechs und nie mehr als sieben Wochen), und eine Sache ist mir aufgefallen. Du schriebst mir (ich erinnere Dich daran für den Fall, daß Du es vergessen haben solltest): „Hast Du meinen letzten Brief erhalten? Wenn ja (es würde mich schon sehr erstaunen, wenn Du ihn noch nicht erhalten hättest (sollte das der Fall sein, laß es mich wissen)), hast Du die Absicht, ihn zu beantworten?“ Nun findet sich in meinem Archiv, in dem ich systematisch und absolut vollständig nicht nur alle Briefe aufbewahre, die ich erhalte, sondern auch die Durchschläge jener, die ich schreibe, nun findet sich also in meinem Archiv, sagte ich, keinerlei Spur eines Briefes, den Du mir vor dem 23. November geschrieben hättest und dessen ersten Satz ich Dir eben in Erinnerung rief. Es findet sich auch keine Spur, und das ist mindestens ebenso verwirrend, jenes Briefes von mir, auf den Du in der Mitte Deines Briefes vom 23. November 1960 anspielst, welcher in meinem Archiv oben links auf dem doppelt gefalteten Briefbogen im Format 21 x 27, ein Format, dem Du all die Jahre hindurch treu geblieben bist, die mit Bleistift und in meiner Handschrift angebrachte Nr. 1 trägt. Und ich erinnere mich noch ganz klar und deutlich an den Erhalt Deines Briefes vom 23. November 1960 (ich kam gerade von einem Arbeitstreffen mit Freunden zurück). Die Schrift war mir unbekannt, desgleichen die Unterschrift Q. B. (auch nach vierzig Jahren kenne ich von Deinem Namen nicht mehr als Initialen). Ich habe Dir gleich geantwortet, und vierzig Jahre später dauert unser Briefwechsel immer noch an. Da Du mir in besagtem Brief vom 23. November 1960 mitteiltest, daß Du in Deinem Archiv die Durchschläge aller Briefe aufbewahrst, die du schreibst, und auch alle Briefe, die Du erhältst (eine Information, mit der Du (wie ich beim Nachlesen in unserer Korrespondenz feststelle) unfehlbar in *jedem*, in wirklich *jedem* Deiner Briefe aufwartest), hast Du gewiß den Durchschlag jenes Briefes aufbewahrt, von dem Du am Anfang des Briefes vom 23. November sprichst. Es dürfte Dir also leichtfallen, dieses kleine Rätsel aufzuklären.

4. BRIEF

Ich habe seit sieben Wochen keinen Brief von Dir erhalten. Was ist los?

* Vorabend der konstituierenden Sitzung der Gruppe OuLiPo (*Anm. d. Red.*)

5. BRIEF
(FRAGMENTE)

Ich habe gerade (endlich!) Deinen letzten Brief erhalten und will ihn gleich beantworten. Du fragst mich, ob ich Deinen letzten Brief erhalten und die Absicht habe, ihn zu beantworten ...

P. S. – Du fragst mich, wie ich auf Deinen nächsten Brief antworten werde, wenn es keinen nächsten Brief gibt. Na, Du bist mir vielleicht ein Schlaumeier. Nichts leichter als das ...

Aus dem Französischen von Jürgen Ritte

Harry Mathews **Ein Tag in Manhattan**

AUF DIE DÄMMERUNG WARTEN

Wer jemals in der Spanne seines Lebens mit dem Wort „Granatapfel“ konfrontiert wird, erlebt eine Mischung von Gefühlen: eine Sehnsucht, wenigstens einmal ins Angesicht mediterraner Götter, Nymphen oder Faune zu blicken; die Erinnerung an einen alten, mit Bildern diverser Früchte geschmückten silbernen Spiegel; ein Bedauern darüber, nie den Zauber eines sommerlichen Picknicks erlebt zu haben, endend mit dem Geschmack scharfer Kerne, die man übers Brückengeländer spuckt – man besah seine scharlachrot gefleckten Finger, wendet den Blick zum sich verändernden Himmel (eine schwarze Gewitterwolke, eine blaue Tiefe) und denkt daran, wie dasselbe Wetter Jahrhunderte und Landschaften durchzieht.

Ich weiß nicht, ob ich den Granatapfel als Nahrungsmittel mag oder nicht; vielleicht weder noch, denn eher ist er mir eine Brücke zu anderen, verlorenen Leben. Hier aber ist jetzt Simon mit seinem lächelnden, albernen Gesicht, aus dem er sich mit einem plumpen Zeigefinger harte Kerne zwischen den Zähnen hervorpult, eine schlechte Angewohnheit, die, seien wir ehrlich, einen gewissen Zauber hat und ein Spiegel unserer eigenen, vielleicht verstohlenen Handlungen ist. Dann setzt er die Maske aus spiegelgleich verchromten Metall auf, und ich denke, ja, wenn er dieses Gesicht Medusa zeigt, fällt sie tot um! Jedes Wetter hat seinen Reiz, selbst das grüne Gewitter der sich windenden Schlangen, die dem arglosen Wanderer den Zauber des Todes bringen, Schlangen wie ein Kranz aus Lauch auf einem niederländischen Stilleben, auf dem ein in zwei Hälften geschnittener Granatapfel müßig an der Tischkante leuchtet.

Ich schlendere mit Simon, den Blick von seinem Gesicht abgewandt, den Pfad entlang, der ans Bachufer und das Bassin unter der Brücke führt, wo Hechte mit spitzen Zähnen zwischen bärtigen Steinen lauern. Die Pfeiler und Bögen der Brücke erheben sich stämmig über uns und vervollständigen sich im Spiegel des träge fließenden Wassers zu zitternden Ellipsen. Dies ist ein Augenblick zwischen hier und dort, zwischen dem Angesicht irdischer Dinge und ihren schwankenden Reflexionen, die bei dem im Grunde sonnigen Wetter zum Schlaf neigende Träumereien und dann Traurigkeit einflüstern. Denk an den aufgeschnittenen Granatapfel auf dem schlichten Tisch, sage ich mir, das ist etwas Deutliches und Reales!

Doch der Zauber der Jahreszeit und die melancholische Stunde, versüßt und gedämpft vom Wein, ändern den Verlauf meines Nachmittags der Reue, fern vom Mittelmeer und der Brücke in Pisa, fern vom Zauberland des nordischen Traums, wo Zitrone und Granatapfel uneinheitlich süße und saure Globen auf duftende, dürre Hänge fallen lassen, die der dämmrige Spiegel eines Lebens sind, das so einfach scheint, daß wir uns selbst das trügerische Wetter als nahtlos warmes Kontinuum von Sonne, Mond und Sternen denken. Ich weiß, daß ich es besser weiß, und versuche hier, mit Simon, mich meinem Leben zu stellen: er hat die Maske abgenommen; sie hat auf seinem Gesicht ein paar Spuren hinterlassen, die man für Anzeichen echter Schmerzen halten könnte, tatsächlich aber nichts Zauberhaftes bieten, nur sich selbst – nichts sonst. Er schlendert mir voran, so daß ich sein Gesicht nicht sehe, doch wirkt er entspannt bei diesem angenehmen Wetter, als wir über die mit Holz ausgelegte Beton-

brücke zurückgehen, er ahnt nicht, daß sein albernes, lächelndes Gesicht im schwindenden Licht der Spiegel meiner Entfremdung ist. Der Picknickplatz ist mit Resten von Granatäpfeln übersät.

Kann mein Gesicht je so wirklich sein wie ein Granatapfel? Wird das Wetter jemals zur Ruhe kommen? Welche blöde Idee wird die funktionierende Brücke ersetzen? Welcher Zauber kann die Maske der Dinge zur Realität machen? Welcher Spiegel wird sie zeigen?

JEREMY UND WIWAR

Jeremy wußte sofort, daß er nicht weiter nach Norden als bis zur Insel Skye zu reisen brauchte. Er schiffte sich nach Portree ein und fuhr im Nieselregen über violette Wasser; nur gelegentlich kreischte achtern ein Maul, und weit in der Ferne segelten einige Sturmtaucher in so exquisitem Flug, als wollten sie schon die Ahnung von Aggressivität zunichte machen. An einem Ort der Träume ging er an Land. (Nichts Magisches, noch weniger Metaphysisches steckte dahinter.) Er kam sich vor wie nolens volens in eine ihm unbekannte Hierarchie von Riten inskribiert.

Wo er fortan hinkam, wo er sich als nächstes fand, schrieb er scherzend diesen Riten zu, denn er konnte sich an keinen eigenen Schritt erinnern. Er stand mit Blick nach Norden, McLeod's Tables links von ihm, unter einem von goldenem Dunst erfüllten Himmel, und erblickte vor sich eine verlockend metaphysische Wegegabelung. Er wußte, er konnte jede der beiden Straßen nehmen und später am Rand eines Pfades, der sie miteinander verband, einer dort sitzenden violettäugigen, rothaarigen Frau begegnen. Sie würde in ihrer von Knochennadeln zusammengehaltenen Wollkleidung weder Angst noch Aggressivität bekunden, vielmehr würde sie ihn zu erwarten scheinen, darauf warten, ihn ins Maul der Geschichte, seiner Geschichte, zu stoßen. Jeremy war bezaubert und verängstigt. Dieses Maul, das ihn verschlingen würde – was mochte das sein?

Sie reichte ihm einen beschrifteten Stein und sagte, er solle ihr gemäß ihren Riten eine Geschichte erzählen. Er betrachtete den Stein, schloß die Augen, ergab sich ohne zu zögern der Aggressivität der Runen und sprach also:

„Ich, Wiwar, schrieb dies.

Als ich nach Norden wanderte, nahm mich eines Tages eine schöne Frau bei der Hand und führte mich an die Küste, und dort wurde ich eine Robbe, glitt in die violetten Wasser und wußte nicht, ob mein Schicksal mythisch, magisch oder nur metaphysisch war.

Vor der Küste lauerte mir ein Hai auf, und ich betete, wenigstens er möge rein metaphysisch sein – er war klein, aber so schnell, daß ich über die Wellen hüpfen mußte, um seinem zahnreichen Maul zu entgehen; schließlich ermattete er, und ich ermüdete und legte mich zum Schlafen auf seinen rauhen violetten Rücken. Gar bald führte er mich, einer unbekannt Route unterseeischer Riten folgend, zu einem Blauwal und ließ mich mit ihm allein; der Wal strebte von Norden her entschlossen Wassern zu, die, wie er mir sagte, warm zwischen heiteren Landen strömten, unserer Aggressivität und Eroberung würdig. Doch mein Herz war ruhig, verscheucht war jeder Gedanke an Aggressivität und Schlacht.

8 Sodann erhielt ich Besuch von einer großen Meeresschildkröte (die so metaphysisch aussah wie jede andere Schildkröte auch). Sie zog mich auf den Meeresgrund hinab,

wo, nach Norden weisend, ein ausgebranntes Schiffswrack lag, verbrannte Knochen und Artefakte in seinem Maul, aus dem im Glanz der Jugend meine Eltern aufstiegen und meine Unterwerfung unter Riten belächelten, die uns nach so langer Zeit in diesen dunklen violetten Tiefen wieder zusammengeführt hatten. Nun wandte die riesige Schildkröte sich um und zog mich hinauf, hinauf an die Oberfläche der violetten Wasser. Ich wußte von Anfang an, ich war kein Opfer ihrer Aggressivität, eher der Nutznießer einer unumgänglichen Pflicht, diese Riten zum Abschluß zu bringen. Nie im Leben hatte ich etwas erlebt, was weniger metaphysisch gewesen wäre, so durchnäßt war ich von echtem Salzwasser, als ich dem freundlichen Maul der See entstieg. Ich saß in meinem eigenen Körper am Meeresrand und blickte nach Norden.“

Neben mir glitt eine Robbe ins Wasser und schwamm nach Norden. Als sie den Kopf umwandte, sah ich ihre violetten Augen, ihr schlankes Maul, das nicht mehr lächeln konnte, und (so deuchte mir) eine furchtsame Anfälligkeit für Aggressivität. Mich verlangte, sie zu ficken – ein metaphysisches Verlangen, wie sich herausstellte, denn dies gehörte eindeutig nicht zu ihren Riten.

DANIEL UND DELLA

Als der verbindliche Pater bei der Morgenmesse gestand, nicht recht in Form zu sein, fragten sich die Gläubigen sogleich, ob es das alte Problem mit seinen Zähnen sein könnte; ein kaum sichtbares Problem, auch wenn es sich stillschweigend in dem beunruhigenden Orangeton manifestierte, den seine Zähne nach dem lebenslangen Pfeiferauchen angenommen hatten. Der Strom seiner Worte, selbst bei vertrauten Gebeten, floß heute so ungleichmäßig, daß er sich anhörte, als sei er offen für Zweifel – keine physische Beklemmung, sondern metaphysische Zweifel, die einen Tunnel der Verzweiflung in seinen Glauben zu öffnen schienen.

Eine aus seiner Gemeinde, Della hieß sie, wußte, wohin dieser Tunnel führte: mitten hinein in Selbstekel, in einen quasisuizidalen Nebel, dessen verwaschene Form die Flucht davor schwierig, wenn nicht gar unmöglich machte. Sie fand, sie müsse dem Pater einen Ausweg öffnen. (Sein Name war Daniel.) Sie liebte ihn. Seine Zähne, seine Gesundheit, seine versagende Stimme, sein möglicherweise tödlicher Zweifel vermochten den Strom ihrer Verehrung für ihn nicht zu hemmen: er war ein edler und feuriger Mann.

Draußen, im orangefarbenen Licht der Wintersonne auf dem gefrorenen Boden und inmitten des Grüppchens der Kirchgänger (einem orangefarbenen Licht, das unheimlicher war als jede Dämmerung), wartete Della auf sein Erscheinen aus dem grauen Tunnel der kalten Feldsteinkirche; sie stand neben dem Friedhof, während der Strom seiner Schäfchen sich eilends nach Hause tragen ließ. Della dachte: Wahrnehmung hat ihre eigene Form, die andere Formen bestimmt; auf diesem Gebiet mußte sie handeln, um Wirkung zu erzielen. Sie mußte ihre Zähne dort in Daniels Problem hauen, wo es am wenigsten greifbar schien, am wenigsten offen für das Wirken bloßer Worte, bloßer Gedanken, bloßen Überlegens.

Aus der offenen Kirchentür schritt Daniel, in seine Demut gewandert wie in ein sichtbares Elend. Sie wünschte sich eine Orange der Hesperiden (denn dies, sie wußte es, waren jene Äpfel in Wirklichkeit), um ihm etwas geben zu können, in das er seine Zähne graben konnte – einen Liebesapfel zum Durchbeißen. Sie wäre dieser Apfel. Sie würde ihm in seinen Tunnel folgen und ihn mit der Glut ihres nackten Leibes fül-

len und mit seinem eigenen nackten Körper einen Nexus aus Feuer formen, der ihre Leben neu ausrichten würde. Du kannst nicht immer mit dem Strom schwimmen, dachte Della, das taoistische Diktum darf für dich nicht gelten, wenn der Strom geradewegs in den Tod führt.

Sie ging über den Kirchhof zu ihm hin, ihr Gesicht und ihre offenen Arme eine Erklärung, die er nicht mißverstehen konnte. Er würde sich sagen, er müsse die Form wahren, das wußte sie. Diesen Widerstand mußte sie ins Wanken bringen. Die ganze Welt schien orange zu werden, ob von dem Licht oder ihrer Leidenschaft, vermochte sie nicht zu sagen. Sie schob Finger in den Tunnel seines Mantels, sie würde sich unter die Oberfläche seiner kläglichen Kruste graben. Und Daniel verstand. Plötzlich entblößte er seine orangefarbenen Zähne und verzog sein Gesicht zu einem beunruhigenden, aber verzückten Lächeln: „Willst du, was ich denke, das du willst?“ piffen seine Zähne hilflos. „Ich will dich schon immer“, hob Della an, und der Strom ihrer Worte kleidete ihn wie in ein warmes Totenhemd, er sah sich in einen anderen Tunnel nachgebender Türen, halluzinatorischen Halbschattens und ihres offenen Fleisches eintreten. Daniels metaphysische Zweifel und Sorgen subsumierten sich zu einem violett-grün-orange Gewitter, das allzu momentan war, allzu flüchtig, um eine bestimmte Form annehmen zu können – es zerfloß in einen endlosen Tunnel orangefarbener Glut so hell wie die Zähne der lächelnden, plötzlich offenen Sonne. Seine einzige Form war die des unerwarteten und endlosen Stroms der Erneuerung.

EIN TAG IN MANHATTAN

An diesem Morgen überschwemmte junges warmes Licht die Stadt. Es ließ die grauesten Steine leuchten und das frische Laub wie Juwelen vor einem blauen Himmel schimmern, der sich über Nacht ins Unendliche vertieft zu haben schien. Maggie feilte sich geradezu wollüstig die Nägel und sah dabei aus dem Fenster auf Straßen hinaus, in denen die üblichen Benzinschwaden ausnahmsweise einmal augenblicklich in der frischen Luft verfliegen. Heute mußte sie sich nicht in irgendwelche Arbeiten vergraben, der ganze Vormittag stand ihr zum Faulenzen zur Verfügung, und bis sein Ende nahte, würde sie alle gesellschaftlichen Pflichten schleifen lassen. Ihre kleine Wohnung, die ihr oft so eng erschien, daß sie sich nach freien Landschaften sehnte, kam ihr jetzt schier grenzenlos vor, offen für Luft und Licht an einem Aprilmorgen, der endlich den Frühling ganz nah herangebracht hatte – besser zu spät als nie.

Mittags wühlte sie sich aus ihrem Nichtstun und machte sich Rühreier und frischen Kaffee. Als sie sich dann zum Ausgehen ankleidete, fand sie, der Tag verlange etwas Blaues: sagen wir, eine türkise Seidenbluse zu ihren gleichmäßig verschossenen Jeans. Unter Verwendung einer Flüssigkeit, die entfernt nach Benzin roch, entfernte sie behutsam einen Fettfleck von ihrer Bluse, bevor sie sie überstreifte. Sie zerzauste ihr rotblondes Haar, polierte ein letztes Mal ihre Nägel und trat sodann auf die Straße hinaus.

Sie trug, passend zu ihren Nägeln, flache rosa Schuhe. Sie fühlte sich gut, und da sie wußte, daß sie gut aussah, fühlte sie sich noch besser. Nahe ihrer Haustür parkte ein alter Chrysler; offenbar hatte jemand Benzin verschüttet, als er den Tank aus einem Kanister nachgefüllt hatte. Die Pfütze glitzerte im großzügigen Licht wie ein kristallisierter Regenbogen.

Nichts, so schien es, konnte an diesem blauen Tag häßlich oder fade aussehen, auch wenn der Stadtverkehr natürlich nichts von seiner Aggressivität eingebüßt hatte und sie sich an der Kreuzung durch den Strom der Autos wühlen mußte. Aber selbst das, selbst dieses Gewühl verstärkte nur ihr Gefühl von neu erwachter Jugendlichkeit. Die Kerle an der Ecke, sonst stets bemüht, hart wie Nägel zu erscheinen, lächelten ihr zu wie Kinder im Urlaub. Sie segelte den Bürgersteig entlang wie ein Schiff vor steifem Wind übers blaue Wasser. Sie grüßte Leute, die sie nie gesehen hatte. Sie fühlte sich der ganzen Welt nahe, ihren starken oder schwachen Bewohnern, dem harten Mauerwerk der Stadt, dem blendenden Licht, das die Heckfenster gewaschener und ungewaschener Autos reflektierten, die offenbar allesamt ihre Portion Benzin genossen.

Was soll's – sie wollte nicht an Dinge wie Benzin denken, oder woher es kam oder wie es verschwendet wurde. Statt dessen dachte sie an einen Mann, den sie letzten Abend im lichten Gewühl einer Tanzparty kennengelernt hatte – er hatte mit ihr getanzt und dann nicht mehr von ihr abgelassen, und da er so leichtfüßig und beweglich war wie ein Clown, hatte es ihr nichts ausgemacht. Tatsächlich hatte sie sich seinetwegen die Nägel poliert und ihre rosa Schuhe und die blaue Bluse angezogen. Sie mußte ihre Besorgung rasch erledigen, denn der Zeitpunkt nahte, da sie mit ihm verabredet war, und trotz früherer Enttäuschungen segelte ihr Herz zum blauen Nachmittags Himmel hinauf, der nun leicht zu verblassen begann, wobei sein tiefes Blau zu einem goldenen Blau wurde, das ihr schier die Tränen in die Augen trieb.

Sie eilte weiter, vorbei an den Benzintankstellen und den Supermärkten, bis sie nahe am verabredeten Ort eine Filiale von Banana Republic betrat, wo sie ihm einen hübschen Frühlingsschal kaufen konnte. Kein Gewühl im Laden, wie sie erleichtert feststellte. Sie tätigte ihren Einkauf, richtete im Ladenspiegel ihre Kleider und ihr Haar und eilte hinaus, zurück in das inspirierende Licht.

Wieder mußte sie sich über eine Kreuzung wühlen; diesmal schaffte sie es noch bei Grün. Zwei Blocks weiter, einen seitlich, recht nah doch, in einer nicht unangenehmen Aura von Benzin. Ob ihre Bluse, ihr Haar und ihre Schuhe ihm gefallen würden? Sein Name war Blau.

*Aus dem amerikanischen Englisch
von Werner Schmitz*

Jacques Jouet Angenommen ...

Angenommen, man würde mich hier bitten zu erklären, um was es sich genau bei einem „Angenommen“ handelt, dann würde ich dieser Aufforderung zunächst mit dem Hinweis nachkommen, daß ich, als ich das erste aus einem einzigen langen Satz bestehende Gedicht mit diesem „Aufhänger“ geschrieben habe (es handelte von jenen Zufallsbaken oder Astbuhnen, wie man sie entlang von Wasserläufen findet, insbesondere kurz nach einem Hochwasser), dieses Gedicht noch nicht als erstes einer ganzen Reihe konzipiert hatte und es auch nicht geschrieben hatte, um eine neue Form zu entwickeln, eben jene Form, die mir heute erst klarer vor Augen steht – will sagen, klarer inmitten ihrer verwickelten Form selbst, was wiederum soviel heißt wie, daß ich, wenn ich in der Folge oft auf ein „Angenommen“ zurückgegriffen habe, dies angelegentlich einer Auftragsarbeit oder eher gar noch einer Nachforschung tat: „Wir bereiten ein Sonderheft über das Thema *Das erste Mal* vor, würden Sie uns einen Beitrag liefern wollen?“, so daß diese ursprünglich vielleicht gegen Baudelaire erdachte Form, die das Prosagedicht unter das Regime einer „contrainte“, einer Regel, zwingen sollte (der alleinstehende Satz ist der Vers, ist ein langes Prosa-Monostichon, das von der rezitierenden Stimme ohne Zeilensprung oder, wie beim Bustrophedon, ohne Haarnadelkurve entrollt wird), noch ein zweites Mal einer „contrainte“ unterworfen wird, wobei dieses zweite Mal den fluktuierenden Ort des Essais, des Versuchs, meint, eines Systems, von dem es in Littrés *Wörterbuch* heißt, daß es sich dabei um ein Werk handle, in dem der Autor sich seines Gegenstands ohne den Anspruch annehme, das letzte Wort über ihn zu sagen, und an der mir über alle Maßen gefällt, daß sie auf die denkbar handwerklichste und denkbar konzeptuellste Art und Weise aus der Verschränkung von metrologischem Gedicht und Reflexion geboren ist.

Aus dem Französischen von Jürgen Ritte

Hervé Le Tellier
Mini-Sestine pour Oskar Pastior

Or cher ti os passe car
Car or passe chère hostie
Ti carosse or cher passe
Pasti cher car or os
Os passe ortie car cher
Cher Oskar Pastior

Lin ou Berre lit deux Pien
Pien l'un deux ou libère
Berre pien lit l'un ou deux
Deux Bayrou pien l'un lit
Lit deux lins Berre pien ou
Oulipien de Berlin

Voir trois thèses à sans nez
Nez voir sans trois A te
Tenez à voir trois sans
Sente trois nez voir Za
Za sans voir tenez trois
Trois années sans te voir

Zé te cul voie ex la
Lazé ex te voit cul
Cul la voix zé te ex
Ex cul te lazé voix
Voie ex zé cul là te
Te voilà excusé

C'est pour déco deux œufs
Zeuz sais deux pour coder
Des œufs cossais pour deux
Deux dés pour Zeus sait Khô
Code sait des œufs pour
Pour cause de décès